Jugend im Volk

Beilage der Deutschen Rundschau in Polen | 29. 8. 1937 | Nr. 35

Untergang des Abendlandes? — Aufbruch des Abendlandes!

Von **Eduard Stadtler.**

Wer einmal bei jener „Front der Jungen“ zu Gast war, oder ihr gar angehört hat, die unter der Leitung von Moeller van den Bruck und Heinrich v. Gleichen in den Nachkriegszeiten des tiefsten Zerfalls eine nicht nur diskutierende, sondern auch tätige Gemeinschaft junger Patrioten bildete, die der Formaldemokratie des Westens mit ihrem Parteienwahn ebenso den Kampf angesagt hatte wie jedem pessimistischen Einzelgängertum, dem mußte unter manchen anderen, die später bekannt wurden, oder (das sagt nichts über ihren Wert!) ganz unbekannt geblieben sind, der Elsässer **Eduard Stadtler** auffallen. Er war ein junger blonder untersetzter Mann, der die markanten Züge des allemannischen Bauerngeschlechts nicht verriet, dem er entstammte. Die Jesuiten von Belfort hatten ihn erzogen; er sprach französisch so gut wie seine Muttersprache. Als Student der Geschichte kam er zu Martin Spahn in Straßburg, dessen Schicksalswege er begleitet hat, auch als es zum Bruch mit dem Zentrum kam. Im Weltkrieg geriet der junge Stadtler in russische Gefangenschaft. Er benutzte diese Zeit, um die russische Sprache und Geschichte zu studieren; dann diente er seinen Kameraden eifrig als Leiter und Lehrer von Volkshochschul-Kursen. Nach seiner Rückkehr aus Sibirien war Stadtler der geeignete Sekretär für die erste Liga gegen den Bolschewismus, die in Deutschland gegründet wurde. In dieser Zeit fand er den Weg zu Moeller van den Bruck, wurde er Mitbegründer des Juni-Klubs. Er war der bedeutendste Sprecher des Kreises in großen Volksversammlungen. Mit seiner durchdringenden Stimme, seiner Schlagfertigkeit und seiner unheimlichen Beherrschung der Materie gelang es ihm schon in den ersten Jahren nach der November-Revolte in der Hasenheide bei Berlin oder in den rötesten Revieren der west- und mitteldeutschen Industrie-Bezirke den Schlagwortzauber des Parteifanatismus zu zerstören. Dieser Mann war schon 1919 und 1920 ganz Nationalist und Sozialist.

Stadtlers Hauptthese war die damals nur von wenigen außerhalb seines Freundeskreises begriffene Tatsache, daß der Weltkrieg nur die erste Etappe eines weit größeren Weltrevolutions-Krieges gewesen sei. Wer die erste Etappe verloren habe, könne bei gesundem Willen und richtiger Politik noch immer die ganze Revolution gewinnen. Fast alle Veröffentlichungen, die der fruchtbare Schriftsteller Eduard Stadtler vor und nach dem 30. Januar 1933 seinem Volk geschenkt hat, kreisen um diesen Gedanken. Das letzte Buch, aus dem wir im folgenden mit Erlaubnis von Verfasser und Verlag das Schlußkapitel abdrucken, ist in gewissem Sinne eine Zusammenfassung der Stadtlerschen Erkenntnisse. Es heißt „Weltrevolutions-Krieg“ und ist soeben im Neuen Zeitverlag G. m. b. H. in Düsseldorf erschienen. Wir kennen kaum einen besseren Querschnitt durch den gegenwärtigen Stand der Weltrevolution, die unser Schicksal geworden ist. Hier gibt es keine schönen Phrasen, keine beliebten und zumeist kurzlebigen Schlagworte, sondern klare Gedanken und viel sachliches Material. Wer politisch geschult werden will, soll dieses Lehrbuch in Ranzen oder Bücherbord tun.

Die Schriftleitung.

Als unmittelbar nach dem Weltkrieg Oswald Spengler sein sensationelles Werk „Der Untergang des Abendlandes“ veröffentlichte, horchte die Welt auf. Zu den schaurigen Dissonanzen des Weltkrieges gab der inzwischen verstorbene Verfasser der müden Menschheit einen musikalisch-kritischen Kommentar von erdrückender Gelehrsamkeit. Aber das Werk brachte keine Erlösung und konnte sie auch nicht bringen.

Oswald Spengler war kein „Pazifist“, der die „Kriegsgreuel“ als Ausgangspunkt einer kulturpessimistischen Weltbetrachtung nahm, wie so viele damals, die sich irgendwie ihr kleines egozentrisches Kriegserlebnis von der enttäuschten oder kranken Seele herunterschreiben zu müssen glaubten. Er war nur der erste jener seit 1918 immer zahlreicher gewordenen Kulturphilosophen, die als intellektualistische Seher und Systematiker vor dem Chaos zurückschreckten, das ihr durch tausendfältige wissenschaftlich-kritische Forschungen geschärftes Auge als eine mechanische Summierung von ungelösten und scheinbar auch unlösbaren Problemen schaute.

Untergang des Abendlandes! Jawohl. Spengler hat schon recht, wenn er zeigt und nachweist, wie die tausendjährige Kultur des christlich-germanischen Lebenskreises mitsamt ihren wundersamen Ausstrahlungen in der Welt bedroht ist. Er hat nur zu recht in der pessimistischen Gesamtschau wie in der kritisch-wissenschaftlichen Analyse der Einzelheiten. Das Haus brennt ab. Wohin man sieht: züngelnde Flammen, einstürzende Balken, Vernichtung von Werten, geschreiiges Durcheinanderrasen von Verzweifelten. Und überall sind auch jene obskuren Gestalten zu sehen, die man als Brandstifter bezeichnen könnte, und die ebenso obskuren Gestalten, die im allgemeinen Durcheinander stehlen und rauben.

Inmitten des Untergangs aber stehen die Völker des Abendlandes. Man sagt, sie seien alt. Sie sind es im gewissen Sinne auch.

Doch, was heißt „alte Völker“? Ein Volk ist nur alt, wenn es sich in allen seinen Gliedern alt und müde und erledigt fühlt, wenn in ihm der Glaube der Väter erstorben ist und damit der Glaube an die Zukunft, wenn Gottes Wille nicht mehr als geglaubter Schicksalsruf die tragische Lebenslinie verklärt, wenn die Familienzellen gottlos, materialistisch, taggenießerisch und spielerisch sind, wenn die neue heranwachsende Generation nicht mehr im Geist der Väter zu höheren Zielen und ferneren Lebensufern drängt, wenn das Berufsleben im materiellen Erwerbstreben verkümmert und versumpft, wenn Religion, Heimat, Vaterland, Soldatenehre, Standesehre zu Begriffsschablonen und rhetorischen Floskeln herabsinken, wenn das Wagnis und das Opfer nicht mehr als Weg zu gottgewollten heiligen Aufgaben gelten.

Untergang des Abendlandes? Jawohl. Wenn die Völker im Angesicht der hinter ihnen liegenden Weltkriegskatastrophe und der vor ihnen sich abzeichnenden Weltrevolutions-Kriegsgefahr kein kontinental-europäisches Gesamtbewußtsein mehr aufbringen, das sie anderen Völkern und Kontinenten gegenüber sendungsfreudig und heroisch, im tiefsten Sinne führungs- und verantwortungsbewußt zu leben vermögen.

Untergang des Abendlandes! Jawohl. Wenn die Völker des Abendlandes ihren Abfall vom christlichen Glauben der Väter weiter bis zur nihilistischen Zerstörung aller christlichen Glaubensgrundlagen und Lebensinhalte weitertreiben und mit allerlei intellektualistischen Ersatzprodukten ihre antichristlichen Affekte und den innersten Glaubenszerfall bemänteln, statt zurückzugehen zum Gottes-Sohn und Gott-Menschen Christus, in dessen Zeichen Väter und Ahnen das Abendland zur Führung der Welt emporgekämpft haben.

Untergang des Abendlandes! Jawohl. Wenn die Völker des Abendlandes ihre so wundervoll differenzierten Kultur- und Staatsnationalismen nur noch in gegenseitiger Zerfleischung ausleben, statt sie in gesundem Wettbewerb zu einem gemeinsamen Ethos der Weltführungs-Verantwortung zu heben.

Aus der Edda:

Nach Weisheit frage auf allen Wegen, doch erforsche nicht zu viel! Künftig Geschick, nicht such' es zu schauen: so bleibt sorglos dein Sinn. Der wenig Weise durchwacht die Nächte, übersinnt und sorgt. Müde ist er, wenn der Morgen kommt, seine Sorge dieselbe ist. Des Lebens wird froh, wer freigiebig und kühn, kein Kummer quält ihn. Von Furcht verfolgt ist der feige Mann, es wurmt die Gabe den Geizhals. Früh soll aufstehn, wer vom Feind begehrt Haupt oder Habe; nicht Raub gewinnt der ruhige Wolf noch der Schläfer die Schlacht. Dein Vieh stirbt, deine Freunde sterben, du selbst stirbst wie sie; doch der Nachruhm wird nie sterben, der dem Tapfern zu teil. Das sprach dein Ahn, der edle Wölsung, eh in der Feldschlacht er fiel: Eins weiß ich, das ewig lebt, des Toten Tatenruhm!

Untergang des Abendlandes! Jawohl. Wenn die Völker und Staaten des Abendlandes das „soziale Problem“ der modernen Zeit nicht politisch-rechtlich, soziologisch dauerhaft und volkspädagogisch-weltanschaulich wirksam zu lösen vermögen.

Dann wird das Abendland das Opfer des Bolschewismus werden, der ja als geistiges Phänomen und als soziologisch-politische Macht mit all seinen teuflischen Zerstörungstrieben seinem eigenen Schoß entsprungen ist. So wie heute St. Petersburg aussieht, so werden dann in wenigen Jahrzehnten alle Großstädte Europas aussehen: Ruinenstädte als Sinnbilder einer vergangenen Zeit. Die Oberschichten der europäischen Völker werden ausgerottet oder in tiefstes unausdenkbares Elend gestoßen sein. Die Massendämonie des Bolschewismus wird alles Erbe vernichtet haben. Und das Christentum wird als Sekte ein Katakombendasein fristen.

Gegen solche Gefahren hilft kein System als solches, keine Doktrin, keine gesetzgeberische Maßnahme. Nur lebendige Menschen und lebendiges Volksleben verkörpern die Rettung und vermögen sie zu garantieren. Lebendig im Sinne jenes Bauern, der den abgebrannten Hof wieder aufbaut.

Und die Frage nach dem „Aufbruch des Abendlandes“ wird damit praktisch zur Frage, ob diese lebendigen Kräfte sichtbar dahinströmen und in ihrem Aufbruch frühlingshaft ein neues Werden und Blühen verkünden.

Wer wollte es verneinen? Wer sieht nicht, wie Europa ein wahrlich heiliges Ringen und Sich-Besinnen, ein Gefühl des Jungseins in der Treue zum Ahnenerbe, eine Sehnsucht nach Gott, ein Zurück zu Christus, ein neues Staatsbewußtsein, ein tieferes Staatsethos, neuer, jugendlichstrotzender Soldatengeist, echte Heldenverehrung, neuer schöpferischer Glaube aus altem Glauben, opferfreudiges Wollen und Kämpfen durch die Völker strömen.

Formen sind zerbrochen, aber der Geist ist lebendig geblieben. Gebäude sind zerfallen, doch neue werden errichtet. Die alte Generation sinkt ins Grab, Jugend aber marschiert und singt, kämpfend und strebend, trägt Fahnen vor sich her und stürmt einer neuen Zukunft zu, die sie selbst gestalten will.

Dürfen wir nicht des Gefühls leben, daß im Erschöpfungs-Chaos die Kraft zur Neuschöpfung und Wiedergeburt obsiegen wird, daß die Lebenslinie, die zum Untergang zu führen schien, in einen neuen Aufbruch mündet und daß aus dem Ruinenfeld der Weltkriegskatastrophe ein neues, junges Völkerleben erblühen kann?

Deutschland ist wie durch ein Wunder aus den Tiefen des Zusammenbruchs von 1918 wieder auferstanden. In unendlich vielseitigen und verschlungenen Krisen und Kämpfen rang sich in Qual und Not, aus unverwüstlichem Lebensdrang und jungem Schöpfungswillen ein neues staatlich-völkisches Sein und Wollen durch. Das alte Deutschland erlebte ein Erwachen aus der Finsternis der Entehrung und der Schande. Und eine neue Generation stieg aus dem heiligen Mutterschoß der Nation und kündigte die ewige Jugendlichkeit des deutschen Mutterlandes — Vaterlandes.

Auch Italien hat sich im untergehenden Europa als ewig junge Nation erwiesen. Es überwand die große Völkergefahr des Siegesrausches, wertete den Weltkrieg als Lebensetappe nur und stürmte, nach kurzem Atemholen, durch schmerzhafte Krisen hindurch neuen großen völkisch-staatlichen Zielen zu, als ob die geschichtliche Last der altrömischen Geschichte, der mittelalterlich-römischen Tradition und der Überlieferung aller folgenden Jahrhunderte nur eine süße Last sei, die den Schritt in die Zukunft beflügelte.

Im Lebenszentrum des gesamten Europas kreist nun schöpferisch-unruhig der Gestaltungstrieb zweier junger, kräftiger Nationen und zwingt den Gesamtorganismus zur Neuschöpfung.

Junge, westslawische Völker sind zu geschichtlichem Bewußtsein erwacht und leben erst ihren Anfang.

Und in den romanischen Völkern des Abendlandes erleben wir schöpferische Krisen, die als Geburtswehen neues Werden ankündigen.

Der Mutterschoß Europas wurde gerade im Weltkrieg zu neuer Fruchtbarkeit gesegnet. Alternde Völker verjüngen sich durch Kriege. Germanische, romanische und slawische Volkselemente verjüngten sich am großen Völkerringen.

Gewiß, es brodelt und gärt. Viel Unreifes und Ungebärdiges verunziert das Bild des Aufbruchs. Geschreiiges Kraftmeiertum drängt sich machtgierig an die Oberfläche. Und manche düsteren Schicksalslinien künden kommendes Unheil. Ja, von Ost und West dräuen die gewitterschwangeren Wolken einer noch nie dagewesenen revolutionären Weltkriegsgefahr. Und alles herrliche neue Werden im mitteleuropäischen Kerngebiet des Abendlandes droht im Bolschewismus unterzugehen, wenn dieser Ost-West-Sturm zum Ausbruch kommt.

Gefahren sehen und Gefahren kennen ist nicht schlimm, so der Glaube und der Wille vorhanden sind, ihnen zu begegnen und sie mit allen Mitteln zu bannen.

Über der Gefahr des Untergangs des Abendlandes und der Hoffnung auf einen neuen Aufbruch der europäischen Völker schwebt das Geheimnis des göttlichen Willens. Wann die Not am größten, ist Gott am nächsten. Das ist Volkes Glaube.

Sichtbarlich und unsichtbar versinnbildlicht sich für Europa dieser Geist Gottes im Kreuz Christi. In hoc signo vinces! In diesem Zeichen wirst du siegen!

Des Kreuz Christi leuchtete einst als Zeichen Gottes über die Jugend der christlich-germanischen Völker Europas. Es gab allen kulturellen Hochleistungen durch die Jahrhunderte hindurch seine göttliche Weihe. Es leuchtet auch der neuen Zukunft des Abendlandes voran.

Das Kreuz Christi als Ewigkeits-Sinnbild jenes herrlichsten und tiefsten aller Schöpfungsgedanken, dem der deutsche Dichterfürst Goethe die klassische Formel verlieh:

Stirb und Werde!

Riga.

Zum 20 jährigen Gedenken der Einnahme durch die Deutschen am 3. September 1917.

Der Angriff der russischen Massen, aufgepeitscht durch Kerenski, der nach dem Sturz des Zaren die Kampfkraft des „befreiten“ Rußland beweisen wollte, war am deutschen Gegenstoß bei Tarnopol Mitte August 1917 zerschellt. Galizien und die Bukowina fielen den Siegern in die Hände, der beginnende Zusammenbruch Rußlands wurde offenbar. Noch stand die russische Dünafront, noch war der Brückenkopf Riga in russischem Besitz und bedrohte, gestützt auf die Stellung beim Tirulsumpf, die deutsche Nordflanke. War es wegen Mangels an Kräften und Verbindungen nicht möglich, von der Bukowina aus Rumänien von Norden zu fassen und völlig zu unterwerfen, so lockte die Eroberung Rigas, ein Lieblingswunsch der Heeresleitung wie der Osttruppen, zur Tat, damit die alte deutsche Hansestadt vom Russenjoch befreit, die Flankenbedrohung beseitigt, die Herrschaft über das Baltische Meer vollzogen und durch den Druck auf St. Petersburg den Russen der Beweis ihrer verzweifelten Lage erbracht wurde.

So kam der Plan zustande, Riga zu nehmen. Der Schlag sollte die Entschlußfreudigkeit und die Wucht der deutschen Waffen dartun. So geschah es, obwohl es nicht leicht war, Kräfte und Kampfmittel für begrenzte Zeit in so weiter Entfernung verfügbar zu machen.

Riga! Welche Fülle von Erinnerungen aus stolzer deutscher Vergangenheit knüpft sich an diese Stelle! Um die Mitte des 12. Jahrhunderts nahe der Mündung der Düna von Bremer Seefahrern gegründet, erhob sich der Ort aus einem kleinen Küstenplatz schnell zur Stadt und zum Stützpunkte des Handels nach Rußland, zum Reichtum, zur Unabhängigkeit, zur deutschen Eigenart sich emporschwingend. Russen, Schweden stritten um ihren Besitz. Peter der Große unterwarf sie 1710. Mit dem Seehafen Dünamünde nahm Riga nach St. Petersburg und Odessa die dritte Stelle unter den Seehandelsstädten Rußlands ein. 1914 zählte es mit den Vorstädten rund 300 000 Bewohner, davon 45 v. H. Deutsche, die gegen alle Bedrängnisse unter dem Zaren Alexander III. Sprache, Schule, Kirche verteidigten. Der Dom, das Schloß, die Gildehäuser waren Zeichen einer großen Vergangenheit. Das Theater und die Wohltätigkeitseinrichtungen zeugten auch in der Russenzeit von der Macht deutschen Einflusses und

deutscher Kultur. Riga war im Grunde genommen deutsch. Hart litt die Stadt im Weltkriege. Nach Besetzung Kurlands durch die Deutschen im September 1915 entwickelte sich um die untere Düna der Stellungskampf. Im August 1917 hatten die Russen den Lauf des Stromes und den Brückenkopf gegen Mitau hin stark ausgebaut und mit der 12. Armee, 200 000 Mann, besetzt, die auf Befehl Kerenskis die Stellung bis aufs Äußerste halten sollten und die Stadt schwer bedrückten.

Deutscherseits wurde die Armee Hutier zum Angriff bestimmt. Zur Verfügung standen dem General (Stabschef General Sauberzweig) 11 Divisionen, 300 schwere Geschütze, Minenwerfer, besondere Pioniertruppen mit Brückengerät. Wo sollte der Durchbruch stattfinden? Der Angriff auf den Brückenkopf, geradewegs Mitau-Riga, stieß auf eine sumpfige Niederung, die von den Russen in zweijähriger Arbeit abschnittsweise befestigt worden war. Daher verzichtete Hutier auf diese Angriffsrichtung und beschloß, hier nur einen Nebenangriff zu führen, um die Russen zu täuschen und zu binden. Der Stromübergang sollte 25 Kilometer oberhalb Riga bei Uexküll stattfinden. Zwar war der Fluß 350 Meter breit, 4 bis 5 Meter tief bei starker Strömung, aber es boten sich die Vorteile, daß die Eisenbahn Mitau-Jakobstadt zur Heranführung benutzt werden konnte und das Waldgelände den Aufmarsch und die Artilleriestellungen verdeckte. Entscheidend war, daß der Durchstoß an dieser Stelle Riga von rückwärts faßte und die Verbindung der Russen mit St. Petersburg abschnitt. Ludendorff schwebte der Gedanke vor, auf der Ostfront „endlich ganze Arbeit zu tun“, indem man die Russen in Riga einkesselte und vernichtete. Stoßdivision bei Uexküll war die 14. bayerische Division Rauchenberger, die Überfahrt der drei Pionierbataillone und den Schlag von drei Brücken galt es zu decken. War dies gelungen, so sollte auf dem Ostufer Gruppe Kathen nach Süden schwenken und den zu erwartenden Vorstoß der Russen von Jakobstadt her gegen die deutsche rechte Flanke abwehren, Gruppe Berrer gegen Straße Riga—St. Petersburg, Gruppe Riemann sich nach Norden wenden, um Riga selbst anzugreifen, während der Rest der deutschen Truppen auf der Front Mitau—Schlock vorzugehen hatte.

Die Russen, die 12. Armee Parski, 16 Divisionen, 200 000 Mann, erwarteten den deutschen Angriff gegen den Brückenkopf. Zu spät erhielten sie, angeblich durch elsaß-lothringische Überläufer, Kunde von den wahren Absichten der Deutschen, es war zu spät, um Gegenmaßnahmen zu treffen.

Am 1. September 4 Uhr morgens setzte ein zweistündiges Gasschießen gegen die russische Artillerie, dann ein dreistündiges Vernichtungsfeuer gegen die feindlichen Stellungen ein. Schützengräben, Unterstände, Betonbauten wurden in Trümmer geschlagen, so daß der Widerstand erlahmte, um so mehr, als nicht alle russischen Truppenteile die nötige Ausdauer besaßen. Kurz nach 9 Uhr ruderten die Pioniere hinüber, um 10 Uhr wurden die ersten deutschen Bataillone übergesetzt, worauf sofort der Brückenschlag begann und schon nachmittags die drei Brücken fertig waren. Während die 14. bayerische Division den Brückenkopf festhielt, gingen in der Nacht die deutschen Truppen über. Unterdessen näherte sich durch die Sümpfe auf dem Westufer die Gruppe Papprit der Stadt Riga.

Der 2. September war ein Tag schwerer Kämpfe, da sich die Russen an die rückwärtigen Stellungen klammerten, hier und da auch zu Gegenangriffen aufrafften. Ihre Kampfkraft zerschellte an dem Ungestüm der Deutschen. Am Nachmittag des 3. September drang General Riemann mit der 2. Gardedivision in die Südumfassung Rigas ein. Die Schlacht war entschieden. Die Russen ließen 9000 Gefangene, 262 Geschütze und die ungeheuren in Riga aufgehäuften Vorräte zurück. Der Versuch, diese Vorräte in Brand zu setzen, wurde noch rechtzeitig von uns vereitelt. Die siegreichen Truppen setzten die Verfolgung durch die 1. Reiterdivision, voran die Leibhusarenbrigade, auf der St. Petersburger Straße fort, wurden aber schon 80 Kilometer jenseits Riga auf Anordnung der Obersten Heeresleitung angehalten. Die Mehrzahl konnte sich nur kurze Zeit in Riga der Ruhe erfreuen, dann wurden die meisten Verbände nach dem westlichen und italienischen Schauplatz abberufen, wo man sie notwendig brauchte. General Berrer ist bald darauf bei Udine (Italien) gefallen. Die deutschen Verluste bei Riga waren im Verhältnis zu dem außerordentlichen Erfolg nicht schwer.

Der Dünaübergang gehört zu den glänzendsten Taten des Krieges in strategischer, taktischer, technischer Hinsicht. Führer und Truppen hatten Vorbildliches geleistet. Der Dünaübergang steht ebenbürtig neben den Donauübergängen Mackensens in Serbien und Rumänien 1916. Wenn schon der Plan Ludendorffs, den Russen in Riga ein „zweites Tannenberg“ zu bereiten, wegen der geschilderten Umstände sich nicht verwirklichen ließ, so war die Auswirkung dennoch eine entscheidende. Nachdem am 22. September Jakobstadt von uns genommen und vom 13. bis 20. Oktober die Besetzung der Baltischen Inseln Oesel, Dagoe, Moon durch die gemeinsamen Unternehmungen von Heer und Flotte vollzogen war, sahen die russischen Machthaber die Hoffnungslosigkeit der Lage ein und traten Anfang Dezember 1917 in den Waffenstillstand. Wenn hiermit die Kämpfe im Osten auf die Dauer auch noch nicht beendet waren, so ergab sich doch der Zusammenbruch Rußlands.

Japanische Kleinigkeiten.

Das Land der Sonne in Schattenrissen.

Wenn China das Land des Lächelns ist, so ist es Japan nicht minder. In Japan lehrt man die Kinder zu lächeln, wie man sie lehrt, zu grüßen, sich bei Tisch gut zu verhalten oder ihren Eltern Ehrerbietung entgegenzubringen. Für den Japaner bedeutet es ein Zeichen schlechter Erziehung, wenn jemand seine schlechte Laune erkennen läßt oder sein Mißfallen oder seinen Zorn. Ja, sogar seinen Kummer offen zur Schau zu tragen und seine Tränen vor anderen Menschen nicht zurückhalten zu können, ist eine Unkorrektheit, für die man sich entschuldigen muß. Man muß es in jeder Lebenslage fertigbringen, ein völlig aufgeheitertes Gesicht zu tragen.

*

In angenehmstem Gegensatz zu manchen Ausflügen in Europa, bei denen leere Konservenbüchsen, Papierabfälle und zurückgelassene Flaschen die schöne Gottesnatur verschandeln, stehen die Feiertagsausflüge der Japaner. Auch sie machen ihre Ausflüge, aber in ganz anderer und wesentlich zivilisierterer Form. Der Japaner liebt Blumen sehr. Er äußert diese Vorliebe aber nicht in der Weise, daß er die Blumen abbricht, oder gar mit der Wurzel ausreißt, sondern er geht um die Blumen herum, die sein Wohlgefallen erweckt haben, betrachtet sie und ergötzt sich an ihnen. Auch wenn die japanische Familie sich bei einem solchen Ausflug zur Mittagsrast niederläßt, dann wird sie stets darauf achten, daß keine Blume beschädigt wird. Die Mahlzeit wird in zierlich geflochtenen Strohkörbchen mitgeführt und besteht fast immer aus „banto“ (Reis mit getrocknetem Fisch). Sie wird sauber mit Hilfe der kleinen Eßstäbchen verzehrt, die auch heute noch das Haupteßgerät bilden. Dann geht die Wanderung weiter. Keinerlei Überreste werden zurückgelassen oder achtlos weggeworfen. Die Gegend bleibt genau so sauber und unversehrt, wie sie vor dem Besuch gewesen ist.

Daß die Japaner die Kunst des Inserierens in einer selbst den Amerikanern ebenbürtigen Weise verstehen, geht aus einigen Inseraten hervor, die unlängst in Tokioter Zeitungen erschienen sind. Ein Papierfabrikant erklärt, „daß das von ihm hergestellte Papier so zäh wie die Haut eines Elefanten ist.“ Ein großes Warenhaus gibt folgende amüsante Zusicherung: „Sie werden in unserem Hause so willkommen sein, wie es ein Sonnenstrahl an einem Regentage ist. Jeder unserer Angestellten ist so liebenswürdig wie ein Vater, der einen Ehemann für seine mitgiftlose Tochter sucht“. Eine andere Firma verheißt, ihr zur Versendung übergebene Güter mit der Geschwindigkeit eines Kanonenschusses zu expedieren, während ein Essigfabrikant erklärt, „daß sein Essig, Marke Superfein, schärfer sei als die Zunge der bissigsten Schwiegermutter, die es überhaupt gibt.“

*

Die angestammte japanische Volksreligion ist der sogenannte Shintoismus, ein Weg der Gottesverehrung, der in Zeiten zurückreicht, die von Konfuzionismus und Buddhismus noch nichts wußten. Die Anbetung der Götter in dieser Religion erfolgt in besonderen Tempeln. Interessant ist jedoch, daß dabei kein grundsätzlicher Unterschied zwischen Priestern und Laien gemacht wird. Die Priester, die den Namen Kannushi, d. h. Gottesbesitzer, tragen, unterscheiden sich in nichts von anderen Bürgern. Sie haben keine Vorrechte, müssen Steuern zahlen und beim Militär dienen und tragen auch außerhalb ihrer priesterlichen Funktionen keine Kleidung, die sie auszeichnet. Die meisten von ihnen sind verheiratet. Ihre priesterliche Tätigkeit besteht in der Hauptsache darin, die Tempelanlagen zu hüten und morgens und abends in den Heiligtümern die vorgeschriebenen Gebete zu sprechen und dabei die Opfer darzubringen.

*

Eine besonders feierliche Rolle spielt in der Religion der Japaner der heilige Berg Fujisan, der auch in Europa durch zahllose Malereien und Seidenstickereien bekannt geworden ist. Jeder fromme Japaner variiert in seiner Weise den alten japanischen Sehnsuchtsruf: „Den Fuji sehen und sterben!“ Gerade in diesen Tagen, von Ende Juli bis Anfang September, in denen der Gipfel schneefrei ist, nähern sich von allen Seiten japanische Wallfahrer und Reisegesellschaften dem Fujisan. Sie beten auf ihm zur größten Gottheit des japanischen Volkes, der Sonnengöttin, die als Spenderin von Licht und Wachstum auch die Beschützerin des Sonnenlandes Japan ist, das ja auch das Bild der Sonne auf seinen Fahnen führt.

Eine sarkastische Bemerkung eines heutigen Chinesen über Japan sei nicht verschwiegen, da sie den gegenwärtigen Konflikt gut beleuchtet. Ein in Schanghai lebender Franzose unterhielt sich bei Beginn der jetzigen Feindseligkeiten mit einigen chinesischen Freunden. Er zitierte im Verlauf des Gesprächs, das sich natürlich um die Feindseligkeiten im Fernen Osten drehte, ein Wort des Konfuzius: „Wenn du wirklich Abscheu davor hast, Blut zu vergießen, dann wirst du es selbst bitter empfinden, dasjenige deines Freundes fließen zu sehen.“

Einer der Chinesen verneigte sich höflich und erwiderte mit dem undefinierbaren Lächeln, das den Menschen dieses Volkes eigen ist: „Der große Konfuzius hatte außer anderen geistigen Vorzügen auch den, daß er keinen Japaner kannte.“

Der bessere Schlaf.

Anekdote aus der Markgrafenzeit.

Die Glut der Augustsonne lag auf dem fränkischen Land, als der Markgraf Karl Friedrich von Ansbach mit dem Junker Reitzenstein und einigen anderen hohen Herren, auf der Landstraße, von Rothenburg kommend im Trab dahinritt.

„Was seht Ihr dort?“ fragte der Markgraf den Junker, mit der Hand auf eine ferne gelbe Staubwolke deutend, die auf der Landstraße langsam näher wirbelte und immer größer wurde.

„Eine Schafherde, Euer Gnaden, die uns entgegenkommt“, erwiderte der Oberstallmeister. „Wir werden langsamer reiten müssen, um den Tieren Zeit zum Ausweichen zu geben.“

„Langsamer reiten?“ lachte der Markgraf. „Das ist Sache des Schäfers, den Weg frei zu machen, bis wir ihn erreichen.“

Da scheute plötzlich das Pferd des Markgrafen von einem heftigen Sporenhieb, und mit dem Markgrafen im Sattel galoppierte es staubaufwirbelnd auf die Schafherde zu. Der Oberstallmeister und die zurückbleibenden Herren schüttelten die Köpfe.

„Der Margraf!“ murmelte der Schäfer erschrocken, als er denselben auf dem wilden Rappen dahinsprengen sah, und drehte sich um, um die Schafe in den Acker hineinzutreiben. Im nächsten Augenblick bäumte sich das Pferd des Markgrafen vor den ängstlich auseinanderfliehenden Schafen steil in die Höhe.

„Wißt Ihr nicht, daß die Straße frei sein muß, wenn der Markgraf des Weges kommt?“ schrie der Markgraf rot vor Zorn und hatte Mühe, sich im Sattel festzuhalten. „Euern Leichtsinn sollt Ihr mit dem Leben büßen!“

Zitternd und bleich vor Schreck wollte der Schäfer eine Entschuldigung stammeln. Der Markgraf riß aber bereits das Pferd herum und jagte im Galopp auf der staubigen Landstraße zu dem Oberstallmeister und den anderen Herren zurück.

„Rasch, Euere Pistole!“ rief der Markgraf am ganzen Körper bebend. „Damit ich diesen Taugenichts niederschießen kann!“

„Herr, verzeiht, die Pistolen sind nicht geladen!“ entgegnete der Oberstallmeister.

„Ihr habt keine geladenen Pistolen?“

„Nein, Herr, die Läufe sind leer, es sind ja friedliche Zeiten!“ antwortete der Oberstallmeister. „Doch erregt Euch nicht, Herr, damit Ihr nicht vom Hitzschlag tot vom Pferde sinkt. Ihr seid viel geritten, und es ist heiß, und der Weg noch lang.“

„Dann mag er seines Weges ziehen!“ rief der Markgraf, und ritt wieder im gleichmäßigen Trab mit den anderen Reitern dahin.

Eine Stunde vor Sonnenuntergang tauchte in der Ferne das markgräfliche Schloß auf. Nach einer Weile krachten plötzlich hinter dem Markgrafen zwei Pistolenschüsse in den Wald. Der Markgraf hielt sein Pferd erschrocken an und fragte umherblickend: „Was ist geschehen, weil Ihr geschossen habt?“

„Gnädigster Herr“, antwortete der Oberstallmeister, Junker von Reitzenstein, der die beiden Pistolen nach rückwärts in den Wald abgefeuert hatte, „Ihr wolltet die Pistolen heute krachen hören, Ihr werdet nun aber heute nacht viel besser schlafen, nachdem Ihr meine beiden Pistolen erst jetzt in den Wald, als vor ein paar Stunden auf den unschuldigen Schäfer habt krachen hören!“

„Ihr seid ein tüchtiger Mann, Oberstallmeister“, sagte der Markgraf. „Gut, daß Ihr meinen Jähzorn kanntet und ihn durch Eure Klugheit mäßigtet. Fürwahr, ich werde nun viel besser schlafen!“

Karl Andreas.

Der Schwerttanz.

Von Erich Bleck-Leipzig.

Der Schwerttanz geht in seinen Ursprüngen bis in ferne Vorzeiten zurück. Besonders im ausgehenden Mittelalter, aber auch noch in der neueren Zeit führten ihn Handwerker in vielen Teilen Deutschlands auf.

Festlicher Tanz der Jungmannschaft.

Er wurde meist nur zu besonderen Festen gezeigt, zum Beispiel zur Fastenzeit, wie schon der Name sagt, mit Schwertern, mit bloßen, scharf geschliffenen Schwertern. Er verlangte also große Gewandtheit und setzte viel Übung voraus. Er wurde nur von einer Jungmannschaft getanzt. Die bedeutendsten Figuren des Tanzes waren das Springen über Schwerter, das Bilden eines Bogenganges, durch den die Männer schreiten, das Verflechten der Schwerter zu einem Stern, auf den ein Tänzer tritt. Niemals fehlte, wenigstens beim mittelalterlichen Schwerttanz, der Narr. Wenn auch örtliche Abweichungen vorkamen, so traten die Hauptzüge doch immer wieder hervor.

In Leipzig wurde der Schwerttanz 1548 und 1613 von Schuhmachern getanzt. In Zwickau führten ihn 1518 zur Fastnacht vierundzwanzig Männer auf, die zierliche Kittel trugen. Es kamen aber auch Auswüchse vor, die bis heute rätselhaft geblieben sind. So mußte er in Leipzig nach dem Dreißigjährigen Krieg verboten werden, weil er nachts auf Friedhöfen getanzt wurde. Doch wissen wir nicht, ob Handwerker an diesem Unwesen beteiligt waren. In Dresden wurden um 1555 herum Personen in Haft genommen, weil sie nachts auf dem Kirchhof oder im Hemd den Schwerttanz aufgeführt hatten.

Beständig ist der Wechsel.

Die Formen blieben fließend und verschmolzen schließlich mit anderen Handwerkstänzen. So ging er vielerorts in den Reifentanz über, der auch gesondert als Böttchertanz, auch Küfer- und Büttnertanz genannt, gepflegt wurde. Statt der Schwerter nahm man Reifen, durch die man sprang. Auch Fastnachtsspiele verschmolzen mit dem Schwerttanz. Er stand ferner mit anderen überlieferten Volksbräuchen in Beziehung, wie mit den uralten Einweihungsbräuchen der Jugend, aus denen der reine Schwerttanz wohl entstanden ist. Erst allmählich löste er sich von diesem Beiwerk, das schließlich ganz in Vergessenheit geriet. Die Fastenzeit mit ihren Faschingsspielen und Handwerksbräuche verliehen ihm die spätere Gestalt. Schwerttanz und Fastnachtsspiele hatten vielfach zwei gemeinsame Motive: es trat eine Jungfrau auf, und es wurde ein Mitspieler sinnbildlich getötet. In der Rede des Anführers des Schwerttanzes im Salzkammergut heißt es: „Obersteyrer bin ich genannt und führe meine Klinge in der rechten Hand. Tritt, Jungfrau, hinein in den grünen Kranz! Spieler, macht auf zum Schwertertanz!“ Die Jungfrau wurde oft „Braut“ genannt. Die Messerer zu Nürnberg hatten bei ihrem Messerertanz sogar zwei Bräute, eine Meister- und eine Gesellenbraut. Die Tötung des Mitspielers geschah in einer dramatischen Spielhandlung.

Ein Symbol germanischen Geistes.

Für den Schwerttanz, der schon von 1425 nachweisbar ist, nimmt man heute einen kultischen Ursprung an. Die unverheirateten Jungleute, die sich den Verheirateten gegenüber absonderten und ihn allein betrieben, übertrugen auf ihn Bräuche aus der Gesellentaufe. Der Schwerttanz ist also nicht als Zunftbrauch entstanden, er wurde vielmehr erst im Lauf der Jahrhunderte zum Tanz der Handwerker. Siegfried Sieber, Aue, sagt dazu: „Die Gesellen haben im Schwerttanz einen in der deutschen Jungmannschaft lebendigen Brauch unter Anklang an die Fechtschule ausgestaltet und erhalten. In solch erweiterter Form ist er auch auf dem Lande neu aufgenommen und durch Siedler oder wandernde Gesellen bis weit in den Osten getragen worden.“ Meschke führt den Schwerttanz bis weit über die Völkerwanderungszeit zurück und sieht in ihm ein Symbol germanischen Geistes. Nicht der Tanz mit den Schwertern ist das wichtigste Merkmal, sondern das Tanzen durch Burschenschaften der Gesellen. Aus der Verbreitung und der Gleichheit in der äußeren Form schließt man auf einen gemeinsamen Ursprung, der im uralten germanischen Kultbrauch der Jungmannschaft zu finden ist. Die Tötung war damals die Hauptsache, erst durch die eingedrungenen Fastnachtsbräuche wurde sie zurückgedrängt, während der Narr hinzukam. Aus den Figuren des Schwerttanzes hat man auf altgermanische Ornamentik geschlossen. Die von einem Burschen gespielte „Jungfrau“ ist wahrscheinlich der „Drachenbraut“, dem „Mehlweib“ anderer Volksbräuche gleichzustellen.

Viel feingeputzte Leut . . .

1573 wird aus Überlingen am Bodensee berichtet, wie ledige Rebleute dort den Schwerttanz vorführten. Sie trugen blaue Röcke, rote Westen, Schnallenschuhe, weiße Strümpfe und Beinkleider, auf dem Kopf aber einen Dreispitz. Sie waren also gar fein geputzt. Am Degen war ein Blumenstrauß. Der Aufzug wurde von vier Platzmeistern, einem Fähnrich und Spielleuten eröffnet, das „Hänsele“ (der Narr) lief nebenher. Im Salzkammergut tanzten neun Jungbauern, dazu gehörten zwei Pfeifer, ein Tambour und zwei Narren. Wohl der letzte Schwerttanz fand 1852 vor Kaiser Franz Josef statt. Es zogen zwölf Tänzer auf, begleitet von einem Hanswurst, der Narrengewand und Pritsche trug. Die Tänzer waren prächtig gekleidet. Sie tanzten 21 Figuren, der Höhepunkt war der schon genannte Stern: die Schwerter wurden sternförmig gekreuzt, der Hanswurst kroch darunter und stützte die Schwerter. Der am besten gekleidete zwölfte Tänzer trat auf die Schwerter und hielt eine schalkhafte Ansprache.